

Nr. 70. Bromberg, den 26. März 1937

Passionslegende

von Johanna Arntzen.

Bevor Jesus den Kreuzweg antrat, hatte seine liebe Mutter einen furchtbaren Traum, darin der himmlische Vater sie alles sehen ließ, was ihr Sohn leiden mußte. Als sie aufwachte, stand Jesus neben ihr, hatte sein Antlitz liebevoll über sie gebeugt und fragte:

„Warum hast du denn so im Schlaf geseufzt, liebe Mutter?“

Und sie erzählte ihm, was sie geträumt hatte.

„Ja“, sagte Jesus darauf, „das muß alles sein. Das haben ja schon die Propheten vorhergesagt.“

Und es kam alles so, wie sie's im Traum gesehen hatte. Sie schleppten ihren lieben Sohn zur Schädelstätte hinauf und hefteten ihn an das Kreuz. Maria aber hörte die Hammerschläge und konnte nicht zu ihm gelangen, da das Volk so dicht vor ihm stand. Als sie aber sah, wie Jesus mit dem Kreuze aufgerichtet wurde, da drängte sie sich mit aller Kraft durch die Menge und stellte sich so unter das Kreuz, daß sie ihrem Sohn stets ins Antlitz sehen konnte.

So hing Jesus drei Stunden am Kreuz in furchtbarem Leiden. Drei Stöße gab ihm der herannahende Tod, die seinen ganzen Körper erschütterten; beim dritten brach sein Herz.

In seiner letzten Stunde sandte Luzifer ein Heer von bösen Geistern nach Golgatha. Die umflatterten das Kreuz in in der Dunkelheit wie Fledermäuse und sollten warten, bis der Heiland seine Seele aushauchte, die sollten sie dann ergreifen und in die Hölle entführen. Aber sie wurden mit Blindheit geschlagen, fuhren angstvoll in der Luft hin und her und stießen sich am Kreuzbalken. Dann aber fielen sie kraftlos hinab und stürzten zurück in die Hölle.

„Wir können seine Seele nicht sehen; wir sind blind geworden“, heulten sie an Luzifers Thron.

Der spannte seine Flügel aus und fuhr wütend empor. Oben ließ er sich auf dem Kreuz nieder und wartete auf des Heilands Tod, um die heilige Seele zu ergreifen. Da aber erhob Jesus seinen brechenden Blick und sprach:

„Vater, ich empfehle meinen Geist in deine Hände!“

Und als Luzifer vom Blick des Heilands getroffen wurde, da erblindete auch er, und er flatterte in der tiefen Nacht, die ihn umgab, ohne etwas zu unterscheiden. Im Umhergreifen faßte er noch die Seele des linken Schächers und fuhr dann voll Wut und Scham hinab in den Höllenschlund.

Im Augenblick des Todes Jesu spaltete sich an der linken Seite des Kreuzes der Felsen so tief, daß man später den Grund des Spaltes nicht finden konnte. Auch andere Berge barsten, als Jesus starb, so der Berg Alverno in Italien und der Berg Monserrat in Spanien. Bei dem furchtbaren Erdbeben, das die Welt erschütterte, brachen Schlösser, Tempel ja ganze Städte zusammen, und an vielen Orten verdorrten starke Bäume.

Auch die Tiere fühlten mit dem Heiland. Ein Vöglein mühte sich, die Nägel aus der Hand des Erlösers zu ziehen. Bei dem vergeblichen Bemühen verbog sich sein Schnabel und bog sich hernach nicht wieder zurecht, so daß bis auf den heutigen Tag diesen Vögeln, die man Kreuzschnabel nennt, die Schnabelspitzen übereinander liegen.

Als nun der Heiland sein Haupt zum Tode geneigt hatte, flogen Scharen von Schwalben heran, umflatterten ihn und riefen klagend:

„Er ist tot, er ist tot!“ Ein Schwarm Spatzen aber spottete:

„Er lebt, er lebt!“

Als die Kriegsknechte hörten, durchstachen sie des Heilands Herz mit einer Lanze. Die Spatzen sahen voll Schrecken, was sie verschuldet hatten, und flohen davon; die Schwalben aber umflogen des Heilands Haupt und umgaben es wie mit einem Kranz.

Bei dem furchtbaren Erdbeben brachen auch die Gräber auf und gaben die Toten frei. Der alte Simeon, der den Erlöser vor langer Zeit auf dem Arm getragen hatte, predigte mit seinen beiden Söhnen, die ebenfalls damals schon gestorben waren, dem Volke der Juden, hielt ihm sein furchtbares Verbrechen vor und weissagte die Strafe. Aus dem Allerheiligsten des Tempels, vor dem der herrliche Vorhang zerrissen hing, entflog in Gestalt einer Taube der Heilige Geist, und Scharen von Engeln verließen das Gotteshaus der Juden.

Joseph von Arimathia erbat sich von Pilatus den Leichnam Jesus und nahm ihn mit Nikodemus zusammen ehrfurchtsvoll vom Kreuz ab. Sie legten ihn seiner Mutter in den Schoß, die voll des Leides die Wunden wusch und die Dornenkrone abnahm. Dann balsamierten die Freunde den Leib des Heilandes mit Myrrhe und Aloe ein, und dienende Engel flogen dabei ab und zu, zahlreich, wie Stäubchen im Sonnenlicht.

Aus dem im Verlag von Josef Kösel und Friedrich Pustet in München herausgegebenen Legendenbuch „Vom Heiland und seinen Freunden“.

Kreuzigung und Auferstehung.

Erzählung von Erich Tüllner.

Es war im Jahre 1503. Da saß der in Deutschland und in Polen gleich berühmte Bildschnitzer Veit Stoß im finstersten Eckchen seines Hauses zu Nürnberg, in zitternden Händen das Schnitzmesser und beugte sich müde über ein hölzernes Kreuz, auf dem stand: INRI.

„Herr — Gott!" seufzte er aus wundem Herzen, „gib mir Kraft, es zu vollenden! Gib mir Kraft, zu leben und zu schaffen, daß ich deiner nicht unwürdig werde!"

Aber die Hände folgten nicht und ängstigten sich vor dem unbehauenen Block, dem in der Glorie des Sterbens Christus entsteigen sollte.

Mühsam und durch die Bürde seiner Jahre gebückt, erhob sich der Bildschnitzer und ging ans Fenster. Da ragten die Häuser Nürnbergs mit spitzen Giebeln und roten Dächern vor seinen Augen auf, und aus dem Hintergrund des winterlichen Himmels brachen die Wolken. Der Brust des einsamen Mannes aber entrang sich zum zweiten Mal das Gebet: „Herr, gib mir die Kraft!"

Von innen her, wo Herz und Hirn in eine Bahn sich drängen, hörte Stoß ein Neues, Ungeborenes nach Befreiung schreien. Die Unruhe aber, die ihn erfüllte, jagte ihn von Ort zu Ort und verbarg die Umrisse des Werkes, das Gestalt werden wollte.

Da überkam ihn unversehens die Erkenntnis; mit einem Mal ging ein Lächeln in ihm auf und er fragte: „War nicht auch Christus nur ein Prediger, als er noch lebte? Und wurde er Erlöser nicht erst durch den Tod?" Und stärker und glücklicher als zuvor, antwortete er: „Es wird kein Werk, denn aus reinem Glauben."

*

Es war im Jahre 1503, als die dunkle leidensschwere Zeit der Fasten langsam zu Ende ging. Da trat der Bildschnitzer Veit Stoß vor die Richter seiner Vaterstadt, um sich schuldig zu bekennen und sein Urteil zu fordern.

„Veit Stoß, Ihr seid falscher Urkund angeklagt!" sprach die schneidende Stimme des Anklägers.

Der Bildschnitzer stand stumm.

„Ihr habt ehrlos gehandelt — und darauf steht der Tod!"

Wieder schwieg der Angeklagte.

„Bekennt Ihr Euch schuldig?"

Da fiel das Schweigen wie ein tosendes Meer über den Bildschnitzer her, und er schwamm und schwamm, bis er wieder zu sich selbst gekommen war, und antwortete: „Ich bekenne mich schuldig!"

Ein tiefes Aufatmen ging durch den Saal.

„Und was habt Ihr — noch — vorzubringen?" fragte die schneidende Stimme.

Veit Stoß richtete sich auf. Aber ob er auch im Herzen alles fühlte, was er sagen wollte, so waren es doch nur verlorene Worte, die er endlich fand: „Verurteilt mich, Ihr Herren! Ich will sühnen, was ich gesündigt habe — aber ich will nicht sterben! Ich habe einen Auftrag von Gott — und eh' ich ihn nicht ausgerichtet hab', nimmt Gott sich meiner nicht an. Glaubt mir, Ihr Herren: ich habe in meiner Kunst gelebt wie der Maulwurf in seiner Erde, und hab' nicht rechts, nicht links geschaut auf meinem Wege. Als ich aber einmal mich vergaß, und dachte leben zu können wie andere auch — da geriet ich an den Abgrund und wußte nicht mehr, wer ich war."

Der Bildschnitzer hielt inne. Die Erregung, die ihn bis zum Bersten anfüllte, teilte sich den Richtern mit. Und mancher schlug die Augen auf, um einzudringen in das Geheimnis dieser Seele.

„Da hab' ich es getan — habe den falschen Schuldbrief geschrieben, weil mir Unrecht geschehen war — und habe nicht daran gedacht, daß ich wieder Unrecht tat. Aber, Ihr Herren, ich habe meinen Auftrag nicht verraten — und bin ich auch hundertmal zum Verräter am Gesetz geworden."

Der Richter sprach: „Veit Stoß, Ihr steht hier, um gerichtet zu werden — Ihr habt kein Recht, mit dem Gesetz zu hadern. Seid Ihr Mensch und Künstler, so könnt Ihr beides nur in einem sein. Habt Ihr aber vergessen, daß Gott Euch als Menschen erschuf, so habt Ihr auch die Kraft nicht, Euren Auftrag zu erfüllen!"

„Ich hab' die Kraft!" schrie Stoß, „und ich will meinen Auftrag erfüllen! Ich will büßen — — ja . . . ich will — aber nicht mit dem Tode!"

Und wieder glitt über die Züge des Alten ein weiches jenseitiges Lächeln wie Sonnenschein auf eine Abendlandschaft fällt, und er kniete nieder vor der Richterbank und bat: Laßt mich büßen durch meine Kunst . . . ich will die Geschichte Christi und seiner Leiden in Holz hauen, bis er mich entsühnt . . . ich will seiner würdig werden!"

Lange kniete der Bildschnitzer mit gesenkten Augen vor den Schranken. Und wie aus einer fremden Welt traf ihn die Stimme des Richters, der verkündete: „Veit Stoß, Bildschnitzer aus Nürnberg — — du wirst um falscher Urkund willen gebrandmarkt auf beiden Wangen!"

*

Es war im Jahre 1503, als die Osterglocken über die Stadt Nürnberg hindröhnten. Da saß der Bildschnitzer abermals auf den Holzblock gebückt und setzte zum anderen Mal das Schnitzmesser an. Nun aber gehorchten die Hände, und wie mit dem Glockenschlag die Erde rundher erwachte, zu blühen und Früchte zu tragen, erwachten auch sie, zu schaffen und Gott zu dienen.

Die Brandmale glühten auf den blassen Wangen des alten Mannes wie stille ewige Feuer. In seinen Augen aber ruhte der Frieden des Erlösten. Und als der Meister von der Arbeit aufsah, ging sein Blick, alles Endliche fassend, dorthin, wo das ewig Heitere beginnt.

„Vinzenz!" rief er den jüngsten Gesellen. „Mach alle Fenster auf, daß des Herrgotts Frühling Einlaß finde. Und denk' dran, Vinzenz: „Christus ist auferstanden!"

Der Junge nickte eilfertig, obwohl er die Zweideutigkeit der Worte nicht verstand. Und als er die Arbeit getan hatte,

Judas.

Am Brunnen ruhten die Zwölf so bang,
dieweil der Herr in der Wüste rang.
Und Judas aus finsterem Sinnen spricht:
„Ich glaube an seine Verheißungen nicht.

Ich sehe im Land die fremden Kohorten.
Von Zöllnern und Mautnern an allen Orten,
von Steuereintreibern und Prokuratoren
seh' ich das Volk nach Kräften geschoren.
So glaub' ich an die erste Wahrheit:
Willst du nicht ihren Knüppel wagen,
Mußt du dich mit den Römern vertragen!

Ich seh' in Jerusalems strahlenden Gassen
die Griechen mit ihren Warenmassen,
seh' tags die goldenen Ströme fließen
und nachts die Reichen genießen, genießen.
So glau'b ich an die zweite Wahrheit:
Willst du dich auch in Sänften wiegen,
Mußt du wie diese Hellenen betrügen.

Ich seh' Pharisäer im Tempel sich pfauen
und schillernde Dogmenhäuser bauen,
ich seh' sie aus Bösem das Recht uns schaffen
und Ungehorsam am Kreuze bestrafen.
So glaub' ich an die dritte Wahrheit:
Willst du dich als Gerechter zeigen,
Mußt du unter ihre Grenze dich beugen!

Und endlich seh' ich des Volkes Masse,
geschlagen, beraubt, ohne Blut, ohne Rasse,
ohne Führer und Ziel, ohne Haß, ohne Schwert
ein Volk ohne Zucht, ohne Form, ohne Wert.
So glaub' ich an die vierte Wahrheit:
Willst du nicht unter die Narren gehören,
Darfst du nicht zu deinem Volke schwören!"

Da fuhren empor von ihren Plätzen
die Elf in bleichem Entsetzen — —
Und schaurig dröhnte aus Blitz und Wetter
Sankt Michaels Ruf: „Verräter, Verräter!"

Josef H. Droß.



und verstohlen einen Blick auf den werdenden Leib des Gekreuzigten warf, strich ihm der Meister gütig über die Haare und sagte leise: „Jetzt schaffen's die Hände wieder, Vinzenz! Und wenn ich den fertig habe, um den ich Leid und Schande getragen habe, dann hat er mich auch erlöst!"

Vinzenz, den die Feierlichkeit des Alten ängstigte, floh scheu die segnende Berührung und ging unter dem Vorwand, noch für das Festtagsessen sorgen zu müssen. Der Bildschnitzer lächelte nachsichtig und entließ den Jungen mit guten Worten. Dann trat er langsam vor die Schnitzbank hin, nahm das Kruzifix und trug es behutsam ans Fenster, um es im Schein der strahlenden Frühlingssonne zu betrachten.

Veit Stoß prüfte das Schnitzwerk und fand, daß es geraten war: der Leib des Heilands reckte sich im Schmerz der letzten Minute zu geisterhafter Schlankheit — der Schurz deckte im Schwung eines unhörbaren Gewitterwindes des Leibes Blöße — das Haupt sank im letzten Atem sterbend nieder auf die Brust; über der Dornenkrone aber stand laut und anklagend: INRI.

„Ich danke dir, Erlöser!" flüsterte der Bildschnitzer, und in seinen Augen glühte dasselbe Feuer auf, das die Striemen seiner Wange rötete. „Ich danke dir, daß du mir Prüfungen geschickt hast; denn wer gesündigt hat, soll büßen! Du bist an meinem Kreuz gestorben und sollst in meinem Herzen auferstehen!"

Und während er sich wendet, um von neuem das Schnitzmesser anzusetzen, vereinigten die Glocken der Stadt sich zum Lobgesang, und aus den Wolken fuhr der erste milde Frühlingswind. Das Kruzifix des Bildschnitzers Veit Stoß aber hängt noch heute im Schiff der Nürnberger Lorenzkirche.

Der Ruf der Heimat

Roman von Artur Brausewetter

(31. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Wenn sie zurückgekehrt sind, liegen sie auf der Badebrücke, träumen in die unter ihnen in trägem Mittagsschlaf dahindämmernden Wasser, schwimmen in die jetzt von keinem Hauch getrübte, spiegelglatt sich breitende Fläche hinaus.

Sie natürlich viel rascher, viel weiter als er . . . mit kräftigen, weit ausholenden Stößen, manchmal auch unter dem Wasser, wie ein großer lustiger Fisch oder wie eine Tauchente, die dann plötzlich, das eingeschluckte Wasser wie eine kleine sprudelnde Fontäne von sich pustend, aus der Tiefe aufschnellt, sich schüttelt und lacht, daß es hell und froh über die schweigenden Wasser klingt.

Manchmal in der trägen Dämmerung des Nachmittags geschieht es wohl, daß ihm mitten in all dem Gerede die Augen zufallen. Richtet er sich wieder auf, so sieht er sie sich gegenüber, glücklich, daß er geschlafen hat.

Vom Hotel klingen die Töne des kleinen Orchesters herüber, das sein Nachmittagskonzert gibt. Die Geige singt bald in dunkel verträumter Schwermut, bald in ausgelassen emporsteigender Lust.

Die drei Tage sind vorüber. Sie geht nach unten ins Bureau zu dem jungen Direktor, der ein zurückhaltender, deshalb aber nicht weniger begeisterter Verehrer von ihr ist, ihre Rechnung zu bezahlen.

Ein bißchen niedergeschlagen kommt sie zu Friedrich Vandekamp aufs Zimmer.

„Alle balle!" Und sie macht eine entsprechende Bewegung mit beiden Händen.

Nun tritt Friedrich Vandekamp wieder in seine angestammten Rechte. So leben sie ihr unbekümmertes Leben in der alten Weise fort, und er ist glücklich, jetzt wieder für sie sorgen und ihr vergelten zu können, was sie während dieser drei Tage mit ihren mühsam ersparten paar Lire so freudig für ihn getan.

*

„Hieß der Arzt, der Sie damals untersuchte, nicht Hermenau?" fragt sie am nächsten Morgen, als sie, jetzt schon drinnen im großen Saal, beim Frühstück sitzen.

„Ganz recht. Wie kommen Sie auf ihn?"

„Professor Hermenau aus Königsberg in Preußen. Er weilt zur Kur in Gardone.

Und sie weist auf die Fremdenliste, in der sie liest.

Seltsam berührt ihn der Name und das wunderbare Zusammentreffen . . . hier, wo er alles hinter sich gelassen, jede Brücke zum Vergangenen abgebrochen hatte. Alte Erinnerungen werden wach. Alte Gedanken steigen auf.

„Sie sollten zu ihm gehen, ihn befragen, sich jetzt noch einmal untersuchen lassen! Ach tun Sie es! Mir zu Liebe!"

Aber er antwortet nicht.

Von draußen her tönt die gellende Pfeife des Schiffes. Es ist dasselbe, mit dem sie damals hier ankamen.

Ein Fremder tritt in den Saal, der jetzt schon stark gelichtet ist, will an einem Tische Platz nehmen, sieht die beiden, tritt auf sie zu: Ferdinand Muskate.

„So hat mich meine Hoffnung nicht betrogen", sagt er, indem er sich zu ihnen setzt, und die Freude strahlt aus seinem frischen, noch stärker gebräunten Gesicht. „Die ganze Reise über dachte ich: Ob du sie am Gardasee noch finden wirst? Aber Sie wollten nach Maderno? Hätte ich Sie hier nicht getroffen, so wäre ich mit dem nächsten Schiff nach Maderno gefahren."

Ob sie mit ihrer trüben Ahnung recht behalten?

Es ist alles anders geworden. Ferdinand Muskate nimmt sein Zimmer . . . ein größeres noch und schöneres, als Friedrich Vandekamp es hat. Sie essen zusammen, er beteiligt sich an ihren Ausflügen und badet auch mit ihnen.

Die kleine Dolly ist von stets gleichmäßiger Liebenswürdigkeit und heiterer Unbefangenheit . . . auch dem neuen Gefährten gegenüber. Sie hört ihm aufmerksam zu, wenn er von seinen letzten Tagen in Rom erzählt und von manchem, was sie dort nicht gesehen, plaudert auch gern über andere Dinge mit ihm, vernachlässigt dabei aber niemals den älteren Freund, ist gerade so bedacht, gerade so ängstlich besorgt um ihn wie früher.

Das Wetter ändert sich. Dunkle, trübe Wolken, zackig geformt, mit helleren, bald violett, bald gelblich rot schimmernden Rändern türmen sich am Himmel, aus dem hier und da nur ein Stückchen des früheren Blau wie ein wehmütig stilles Auge auf die veränderte Erde hinabschaut. Die Berge und Hügel haben sich graue aus dichten Nebelmassen gewirkte Kapuzen auf das Haupt gesetzt, weil sie den Regen im Anmarsch sehen und gegen ihn gewappnet sein wollen. Mißmutig, von auf und abebbenden Wellen bewegt, liegt der Gardasee.

Dolly, deren jetzt manchmal so unruhiges Blut es nicht lange in der dumpfen Enge des Zimmers duldet, ist nach Gardone gegangen, einige Einkäufe zu machen.

Ob er sie begleiten wird? geht es Friedrich Vandekamp durch den Kopf.

Aber schon ärgert er sich über seinen Argwohn. Denn wahr und offen ist sie immer gewesen. Sie kann gar nicht anders sein.

Da meldet der Boy Ferdinand Muskate.

„Ich komme zu Ihnen", führt er sich ein, und seine Sprache wie der Ausdruck seines jugendlichen Gesichts ist ernst und von gemessener Männlichkeit, „weil ich Sie allein weiß und etwas mit Ihnen zu besprechen wünsche, was nur unter vier Augen möglich ist."

Er nimmt den Platz, den Friedrich Vandekamp ihm weist, nimmt auch die Zigarre, die dieser ihm bietet, tut einige schnelle Züge und fährt fort:

„Es betrifft uns beide und Fräulein Burghardt."

Er sieht das Zucken nicht, das bei diesen Worten über die Züge seines Gegenüber gleitet, er muß seine Worte sammeln und richtig einstellen.

„Es war kein Zufall, daß ich Ihnen hierher nachfuhr. Ich habe so lange damit gewartet, wie ich irgend konnte, habe mich sehr ernstlich geprüft und alles wohl erwogen. Jetzt aber weiß ich, daß ich kommen mußte."

Vielleicht erwartet er, daß der andere etwas erwidern oder eine Frage stellen wird.

Der aber sitzt unbeweglich, sieht ihn auch nicht an, sondern hat den Kopf auf den Teppich des Zimmers gerichtet, als lese er in seinen eingewebten Mustern.

„Sie können sich denken, daß ich in meiner Stellung oft genug Gelegenheit hatte, Frauen kennenzulernen, die nicht nein gesagt hätten, wenn ich um sie geworben hätte, daß es auch der sehnliche Wunsch meiner Mutter war, daß ich heiratete. Ich aber habe mich nie entschließen können — bis mir diese Reise wie durch eine Fügung des Himmels Fräulein Burghardt in den Weg führte."

Nichts regt sich auf dem Sessel ihm gegenüber.

Ferdinand Muskate wird unsicher, man hört es seinen Worten an, die jetzt langsam von den nicht mehr gefügigen Lippen kommen.

„Diese natürlich weibliche Art, das starke, heitere Temperament, die alles leicht und schnell erfassende Klugheit ... das ist es, was ich mir immer an einer Frau gewünscht und in dieser Vereinigung nie gefunden habe. Darum ist es mir zur Gewißheit geworden, gerade diese letzten Tage, die ich fern von ihr in Rom verbrachte, daß ich sie liebe."

„Haben Sie es ihr gesagt?" fragt zum ersten Male Friedrich Vandekamp.

„Ich hielt es für richtig, vorher mit Ihnen zu sprechen."

Er besinnt sich einen Augenblick. Es scheint ihm nicht ganz leicht, zu sagen, was er sagen muß: „Weil ich nicht klar in dem Verhältnis sehe, in dem Sie zu ihr stehen."

Friedrich Vandekamp steht auf, tritt an das Fenster.

Der Regen hat eingesetzt, prall und schwer klatscht er in dicken Tropfen auf den See.

„Es ist eine Reisebekanntschaft. Ich traf Fräulein Burghardt in den Katakomben. Ich glaubte, Sie wüßten es."

„Ich weiß es. Fräulein Burghardt und, wenn ich nicht irre, auch Sie erzählten es."

„Und was, wenn ich fragen darf, wünschen Sie von mir?"

Ferdinand Muskate stockt, sucht wieder nach den Worten und sagt dann mit einer gewissen Verlegenheit, zugleich aber ganz bestimmt:

„Sie werden es mir nicht verargen, Herr Vandekamp, wenn ich in dieser Stunde, die für mein Leben entscheidend sein kann, eine offene Frage an Sie richten muß, die ebenso offen zu beantworten ich Sie bitten möchte."

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung", erwidert Friedrich Vandekamp, wie er es so manchmal im geschäftlichen Verkehr in seinem Privatkontor einem Besucher gegenüber getan hat.

„Sind die Beziehungen, die Sie mit Fräulein Burghardt verbinden, nicht stärkere, als sie sich aus einer flüchtigen Reisebekanntschaft ergeben?"

„Ja ... das sind sie geworden."

Mit festem Blick ruht Friedrich Vandekamps klares Auge auf seinem Gegenüber.

„Ich danke Ihnen. Sie sprechen aus, was ich selber gefühlt habe, und bewahren mich davor, mich einer fruchtlosen Bewerbung auszusetzen."

„Ich wüßte nicht, weshalb Ihre Bewerbung fruchtlos sein müßte."

„Ich aber weiß es. Weil Fräulein Burghardt Sie liebt."

Friedrich Vandekamp tritt vom Fenster zurück. Sein Schritt ist unsicher und schwer, seine Hand stützt sich leicht auf die Marmorplatte des Tisches.

„Fräulein Burghardt ist mir zugetan. Sie hat mich mit einer Sorgfalt umgeben, mir ein Verständnis gezeigt wie nie ein anderer Mensch. So etwas verbindet. Ob es Liebe ist in dem Sinne, wie Sie es meinen, weiß ich nicht."

Er hat ausgesprochen, was auszusprechen ihm irgend möglich war. Es ist ihm hart angekommen. Er ist kein Mann des Wortes. Er möchte das Gespräch, das ihn foltert, beendet sehen.

Aber Ferdinand Muskate läßt sich nicht so leicht abfinden.

„Und Sie?"

„Ich bin ein kranker Mann, Herr Dr. Muskate. Ich habe zu Hause eine Frau, eine erwachsene Tochter und einen verheirateten Sohn. Ich glaube, auch das wissen Sie. Warum fragen Sie mich?"

„Weil ich hierhergekommen bin, mir Klarheit zu holen ... unbedingte Klarheit, Herr Vandekamp."

„Ich habe Sie Ihnen gegeben. Jetzt habe ich Ihnen nichts mehr zu sagen. Ich bin nicht gewohnt über meine Empfindungen Rechenschaft zu geben. Ich bin sie Ihnen in keiner Weise schuldig."

Friedrich Vandekamp fühlt, daß er unfreundlich und hart gesprochen hat, fühlt es um so mehr, als der andere ganz ruhig bleibt, und ihn nur mit großen traurigen Augen ansieht. Die Erkenntnis dämmert in ihm auf, daß jener berechtigt ist, diese Frage an ihn zu stellen, nicht nur, weil er das Mädchen liebt und es zu seiner Frau machen will. Nein, weil er ein größeres und verbriefteres Recht für sich in Anspruch nehmen kann: das Recht der Jugend gegen das Alter. Sie hat zu fordern, das Alter sich zu bescheiden. Sie hat die Verheißung, ihm bleibt die Entsagung.

„Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf", erwidert er, jedes Wort aus verwundeter Tiefe hervorzwingend, „so sprechen Sie mit" — Dolly will er sagen, verbessert sich aber schnell — „mit Fräulein Burghardt."

„Das kann ich nicht", entgegnete Ferdinand Muskate ohne jedes Besinnen. „Nach dieser Unterredung nicht mehr. Es wäre Unrecht, ein so junges Mädchen vor eine Entscheidung zu stellen, die für sie vielleicht schwer, für uns beide peinlich sein würde. Aber ich habe eine Bitte an Sie ... eine große, letzte, die mir nicht leicht und die für Sie gewiß noch weniger leicht zu erfüllen sein wird: Daß Sie es tun."

Friedrich Vandekampf kämpft einen langen, harten Kampf.

Der andere fühlt es und spricht kein Wort mehr.

„Ich will es tun", sagt dann Friedrich Vandekamp.

Der Kampf ist ausgekämpft. Es ist ruhig in ihm geworden. Als hätte sich eine stille Klärung in ihm vollzogen. Als hätte er überwunden, was zuerst so schwer und unüberwindlich vor ihm lag.

*

Wenige Minuten, nachdem Ferdinand Muskate gegangen, kehrt Dolly von ihrer Wanderung nach Gardone zurück. Sie hat ihm frische Feigen mitgebracht, die er gern ißt, auch einen Strauß bunter Herbstblumen, die sie kunstgerecht auf mehrere Vasen verteilt und in seinem Zimmer aufstellt.

„Und Sie? Was haben Sie inzwischen getan? Sich nach mir gebangt? O doch ... ein bißchen. Das müssen Sie."

„Ich hatte Besuch. Dr. Muskate war bei mir."

„Was wollte der denn? Er langweilte sich gewiß bei dem Wetter. Oder", setzt sie mit listigem Augenblinzeln hinzu, „er hoffte, mich hier zu treffen. Und war nun sehr enttäuscht."

„Er kam deinetwegen."

„Also doch!"

Sie legt ein paar letzte, bereits welkende Blumen in das Papier zurück.

„Was wollte er denn von mir?"

Friedrich Vandekamp ist nicht der Mann der langen Vorbereitung.

„Er kam, mir zu bekennen, daß er eine starke Zuneigung zu dir gefaßt ..."

Eine merkbare Bewegung gleitet über ihre Züge.

„Das sagt er Ihnen?"

„Damit ich mit dir reden sollte."

„Und Sie willigten ein? Und es wurde Ihnen nicht einmal schwer? ... Nein ... nicht einmal schwer!"

„Ob es mir schwer wurde oder nicht, das, glaube ich, steht hier nicht zur Frage. Es ist ihm ernst um seine Neigung ... bitter ernst. Ich fühlte es beim erstenmal. Er ließ keinen Blick von dir."

Still ist sie geworden und nachdenklich.

Auch er sagt nichts mehr.

Langsam fallen die Regentropfen auf das Fenstersims und den Balkon.

Er rafft sich zusammen.

„Vielleicht bietet sich eine solche Gelegenheit sobald nicht wieder", und sie fühlt, wie zögernd sich die Worte von seinen Lippen ringen.

„Haben Sie vergessen, was ich Ihnen damals gelobt: daß ich bei Ihnen bleibe und Sie nie verlassen werde?"

„Es ist meine Pflicht, dich deines Versprechens zu entbinden."

„Und wenn ich nicht von ihm entbunden sein **will**? Wenn ich es halten werde, gleichviel, ob Sie wollen oder nicht?"

Eine mühsam verhaltene Leidenschaft ist in ihren Worten.

Stärker wird der Regen. Die Berge haben ihre Kapuzen tiefer herabgezogen, daß sie keine Kapuzen mehr, sondern dichte, graue Mäntel sind, in die sie sich frierend hüllen.

(Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: **Marian Hepke**; gedruckt und herausgegeben von **A. Dittmann**, T. z o. p., beide in Bromberg.